

# Inhalt

Danksagungen.....	6
Vorwort Ihrer Königlichen Hoheit (Prinzessin Michael of Kent)	11
Vorwort von Friedrich von Reibnitz .....	13
Prolog .....	15
Kapitel 1 Vollmondnacht .....	19
Kapitel 2 Der erste Marsch .....	43
Kapitel 3 Die Reaktion in Mosambik .....	71
Kapitel 4 Die Familien erhalten die Nachricht .....	81
Kapitel 5 Das Lager am Fluss .....	95
Kapitel 6 Das Tal des Pungwe – Persönlichkeiten .....	113
Kapitel 7 Das „Lazarett“-Camp .....	127
Kapitel 8 Der Ruf nach Mosambik .....	145
Kapitel 9 Der Beginn der Intrigen und die Begegnung mit der Baronin .....	173
Kapitel 10 Der erste Angriff .....	189
Kapitel 11 Pionierarbeit.....	213
Kapitel 12 Der Marsch zum Gorongosa-Gebirge .....	227
Kapitel 13 Der Marsch nach Casa Banana .....	241
Kapitel 14 Die Hubschrauberzentrale – Das Gebet des Glaubens .....	257
Kapitel 15 Zurück ins Gebirge .....	277
Kapitel 16 Der Mond geht auf über Mount Gorongosa ..	291
Kapitel 17 Die Hand des Töpfers.....	311
Kapitel 18 Durchbruch.....	333
Kapitel 19 Der Marsch in die Freiheit beginnt .....	355
Kapitel 20 Zwei Flüsse .....	373
Kapitel 21 Wir nähern uns Malawi .....	389
Kapitel 22 Zwischenstopp in Malawi .....	417
Kapitel 23 Willkommen auf Simbabwe .....	441
Epilog .....	457
Über die Autorin .....	462

# Danksagungen

**V**iele Menschen haben mich gedrängt, diese Geschichte niederzuschreiben. Es sind zu viele, als dass ich sie hier alle namentlich erwähnen könnte. Einige von ihnen haben jedoch ganz besondere Bedeutung erlangt, indem sie mein Leben und mein Schreiben geprägt haben. Darüber hinaus haben sie dazu beigetragen, das Fundament von Maforga zu legen.

Zuallererst möchte ich meinen Ehemann Roy hervorheben. Du bist der tapferste Mann, den ich kenne. Du hast mich gelehrt, nicht wankelmütig zu sein. Du hast von Gott deine Vision empfangen, und dann hast du alles, buchstäblich alles, was du je besaßt, dort hineingegeben, ohne jemals Dank dafür zu erwarten. Selbst wenn für dich selbst nichts mehr übrig blieb, gabst du Autos, Zeit, Geld, Lebensmittel, Liebe und Ermutigung. Nein, du bist nicht vollkommen, aber du hast mir geholfen, auf dieses Ziel hin zu leben! Du hast vom Herrn gehört, und dann konnte dich nichts mehr aufhalten, das, was du gehört hattest, auch zu tun. Nur Gott allein kennt die Misshandlungen, die Ablehnung, die Müdigkeit und die Kämpfe mit korrupten Beamten, die du schweigend erduldet hast, ohne Menschen gegenüber irgendetwas über sie zu sagen. Alles hast du dem Herrn gesagt. Ohne dich wäre ich in mir selbst gefangen geblieben, doch durch dich habe ich gelernt, mich dem Wind entgegenzustellen und dabei auch noch Freude zu empfinden.

Weiter möchte ich hier Baron und Baronin von Reibnitz besonders würdigen. Hätten sie nicht die Grundlage gelegt, würde es Maforga heute nicht geben. Der Baron machte die Farm in Maforga zu einem wundervollen und besonderen Ort und Baronin Rosemarie erfüllte ihn mit einer ganz außergewöhnlichen Atmosphäre von Güte und einem Geheimnis, das nur schwer zu beschreiben ist. Ohne ihren unnachgiebigen Mut, ganz auf sich allein gestellt durchzuhalten, hätte die Farm womöglich nie ihre, wie wir glauben, gottgegebene Bestimmung erfüllt. Sie legte die Farm vertrauensvoll in Roys Hände, obwohl sie wusste, dass sie sie womöglich nie wiedersehen würde.

Freddie, Baron Friedrich von Reibnitz, danke, dass du einfach Freddie bist, und dafür, dass du dir die Zeit genommen hast, meine Fähigkeiten als Schriftstellerin zu verfeinern, trotz der offenkundigen Schwächen in meinem Schreibstil. Wir glauben, dass Gott eine Zukunft und einen Plan für Maforga hat, und du hast uns darin ermutigt, wo du genauso gut hättest skeptisch sein können. Du warst immer ein Freund und bist ein Teil der einzigartigen Geschichte von Maforga, die es zu dem Ort gemacht hat, der es heute ist.

Danke auch meiner lieben Freundin Meg Doidge, die es monatelang ertragen hat, dass ich mit meinem Computer in ihrem Wohnzimmer saß, und das auch noch in einem Rollstuhl, denn ich hatte mir den Knöchel gebrochen. Deine scharfsinnige Kritik hat viel zu diesem Buch beigetragen und hat mir geholfen, Dinge zu sehen, die ich normalerweise nicht gesehen hätte. All diese Jahre warst du da und hast das Chaos aus Besorgungen, Einkäufen und Treffen in deinem Haus ertragen. Dabei hast du immer voller Verständnis und Fürsorge zugehört. Für den Ausdruck des Manuskripts, für die Entwirrung von verworrenen Gedankengängen und dafür, dass du mich ganz allgemein in Form gebracht hast, vielen Dank!

Dann gilt mein Dank zwei Menschen, deren Leidenschaft für den Herrn und furchtloses Aufstehen gegen die Dunkelheit mich so viel gelehrt hat, den Pastoren Langton und Chido Gatsi. Ihr wart uns Pastoren und prophetisch begabte Leiter, die sich unserer Nöte annahmen und immer ein offenes Ohr hatten.

Eure Einsichten in die geistliche Welt Afrikas haben uns sehr geholfen, Mosambik besser zu verstehen. Ich stehe in eurer Schuld für die geistliche Wegweisung und die Verbundenheit mit uns und dafür, dass ihr dieses Buch vor dem Druck durchgelesen und dafür gebetet habt.

Vielen Dank an Ellet Ministries für euren heilenden Dienst und für euren Glauben an die Geschichte von Maforga. Eure Lehren waren uns eine wichtige Quelle, aus der wir tieferes Verständnis für viele Dinge hier in Mosambik gewinnen konnten, und wir schätzen den tief gehenden Einfluss, den euer Dienst auf unser Leben hat. Danke auch an Peter Horrobin, dass du uns mit offenen Armen und großer Herzlichkeit aufgenommen hast und dass du dich entschlossen hast, dieses Buch zu veröf-

fentlichen. Der Dank gilt zugleich auch Paul Stanier für deine Ermutigung und deinen Einsatz für dieses Projekt.

Einem weiteren wundervollen Mentor, Graham Beggs, danke für deine Liebe zu Mosambik und für deine einzigartige Art zu dienen. Danke, dass du ein Teil des prophetischen Fundaments von Mafora bist, und für deinen Rat in all den Jahren.

Pat Teal und die North Fellowships, durch euch haben sich viele Türen geöffnet. Ihr seid eine Quelle des Segens, und durch euren Einfluss sind schon viele Menschen gekommen und haben ihr Leben eingesetzt, um unter den Menschen in Mosambik zu arbeiten. Vielen Dank für eure Hilfe und Liebe in all den Jahren.

Unseren Freunden Phil und Chrissie Gascoigne sowie Steve und Joy Creswell, die uns in den zurückliegenden Jahren immer wieder ermutigt, besucht, beherbergt und sich Zeit für uns genommen haben – danke für eure Hilfe und Ermutigung.

Dann möchte ich noch zwei ganz besondere Menschen erwähnen, obwohl sie nicht mehr unter uns sind, um dies zu lesen. Meine Mutter, Florence Quirke, glaubte immer an den Ruf Gottes auf meinem Leben und hat mein ganzes Leben lang unermüdlich für mich gebetet, bis sie 2003 starb. Dass dir die Mission so wichtig war und du mein Leben in Mosambik akzeptiert hast, hat Roy und mir sehr geholfen, da wir wussten, dass wir Rückendeckung von zu Hause hatten. Und schließlich auch meinem Dad, Ted Quirke, der mich lehrte kreativ und erfindungsreich zu sein.

Vielen Dank auch an meine Schwester, Margie Biggs, und meinen Schwager, Tim Biggs, dass ihr uns in eurem Haus aufgenommen und mich ermutigt habt, an diesem Buch dranzubleiben.

An Vic und Nicky Ferreira, danke, dass ihr an uns geglaubt und mich in all diesen Jahren ermutigt habt, dieses Buch zu schreiben. Nicky, du warst mir eine Mentorin, die mich jederzeit ermutigt hat. Eure Gastfreundschaft war uns in all diesen Jahren eine Zuflucht.

An das House of Prayer in Stirling, Australien – und ganz besonders an Jenny Hagger, die uns viel über das Gebet gelehrt und Mafora mit so vielen Containern voller Güter unterstützt hat – wir werden die kostbaren Erinnerungen an eure Großzügigkeit immer in Ehren halten.

Im Gedenken an Elizabeth Austin, die im Januar dieses Jahres (2009) verstarb. Sie war eine außerordentliche Kämpferin des Herrn, die uns gelehrt hat durchzuhalten und deren prophetische Einsichten unser Leben geprägt haben. Wir vermischen sie sehr. In ihrer Liebe zu Mosambik bezahlte sie einen hohen Preis, über den sie jedoch nie gesprochen hat.

Großen Dank schulde ich auch John und Doreen Betts. John, du kamst zu einem echten *Kairos*-Zeitpunkt und hast viele Worte des Lebens in diesen Dienst hineingesprochen. Worte, die bis zum heutigen Tag Frucht bringen. Doreen hat sich die Mühe gemacht und ist jede einzelne Seite dieses Buches mit mir durchgegangen und hat vieles korrigiert. Dabei bestand sie darauf, dass ich zu einem festgesetzten Zeitpunkt fertig werden sollte. Ohne diese Unterstützung wäre ich vielleicht nie fertig geworden. Ich bin dir zu besonderem Dank verpflichtet, weil du dich so sehr für mich und dafür, dass dieses Buch seinen Weg zum Verleger findet, eingesetzt hast.

Vielen Dank auch an Loren Cunningham, einen Mann, der uns Vorbild und Inspiration war, und an seine Schwester, Janice Rogers, beide von Jugend mit einer Mission, dass ihr an mich als Autorin geglaubt habt, als ich es mir selbst schon nicht mehr zugetraut hatte. Eure prophetischen Worte hatten das Siegel des Heiligen Geistes, und nun kommt in Existenz, was ihr gesehen habt.

Danke an Schwester Gwen Shaw. Wir hatten das Vorrecht, dich bei uns in Maforga zu Gast zu haben, noch bevor irgendein Team seinen Weg zu uns fand. Doch was du damals prophezeit hast, ist eingetroffen. Wir stehen zutiefst in deiner Schuld. Zeugen deines gesalbten Dienstes zu sein, war ein Segen für uns. Mögen die Qualitäten, die du uns vermittelt hast, der Stoff sein, aus dem das Leben in Maforga gewebt ist.

Danke auch an die Menschen in Mosambik. Ihr habt uns so vieles gelehrt und wart solch eine Bereicherung für unser Leben. Mögen eure Kinder einem neuen Leben entgegengehen, in dem der Krieg nur eine ferne Erinnerung ist und in dem Gesundheit und geistlicher Friede in euren Häusern herrschen.

Und über dies alles hinaus soll alle Ehre Jesus zukommen. Du bist Herr und König, und wir sehnen uns danach, dass dein Reich kommt und dein Wille geschieht in Maforga wie im Himmel. Ohne dich würde es Maforga, und unser Leben, das du so

reich gemacht hast, nicht geben. Du hast uns hierher berufen, mögen wir alles vollbringen, was du willst. Du bist der unvergleichliche Gott, der Mensch geworden ist. Wir lieben dich und bitten dich, dass du unser Leben weiterhin gebrauchst, während wir es genießen, dein Sohn und deine Tochter zu sein.

# Vorwort

## Ihrer Königlichen Hoheit

(Her Royal Highness Princess Michael of Kent)

**D**er Ausgangspunkt dieses bemerkenswerten Buches von Trish Perkins ist Maforga, seit nunmehr über zwanzig Jahren eine christliche Missionsstation, die Tausenden von oft verzweifelten Menschen in Zentral-Mosambik geistliche Unterstützung, Ausbildung und medizinische Hilfe gegeben hat. In diesem Buch von Maforga zu lesen, führte mich zurück in einen früheren Abschnitt der Geschichte dieses Anwesens, als es noch eine Farm und das Zuhause meines Vaters und meiner Stiefmutter war.

Es war 1962, als ich das erste Mal nach Maforga kam. Ich war siebzehn und hatte gerade die Schule abgeschlossen. Dort traf ich zum ersten Mal meinen Vater wieder, den ich nicht mehr gesehen hatte, seit ich ein kleines Kind war. Zugleich war es meine erste Begegnung mit meiner Stiefmutter Rosemarie, die in diesem Buch so lebendig und eindrücklich portraitiert wird. In dem Jahr, das ich dort verbrachte, habe ich mich in Maforga und in Afrika verliebt. Und beide haben mich ein Leben lang nicht mehr losgelassen.

Ich ging im Lebensrhythmus einer florierenden und produktiven Farm auf. Mit meinem Vater verbrachte ich viel Zeit auf Safari und lernte ihn nach so langer Zeit ganz neu kennen. Rosemarie liebte ich mehr und mehr wie eine zweite Mutter. Mitte der sechziger Jahre führte mein Weg mich dann wieder nach Europa und England, aber die Verbundenheit mit Maforga, die in jener Zeit entstanden war, blieb erhalten. Anfang der Siebziger hatte ich die Gelegenheit, noch einmal dorthin zurückzukehren, und aufs Neue verliebte ich mich in Maforga. Später hatte ich das Glück, Rosemarie viele Male in Europa zu besuchen und bei mir in England zu Gast zu haben. Sie blieb meine zweite Mutter bis zu ihrem Tod im Jahr 1999.

Die zwanzig Jahre, die mein Vater in Maforga verbrachte, waren 1976 zu Ende, da sein Gesundheitszustand sich verschlechterte. Er setzte sich in Deutschland zur Ruhe. Doch Rosemaries Verbindung mit Maforga blieb auch in den schwierigen Jahren, die auf die Unabhängigkeit Mosambiks folgten, bestehen und endete erst, als sie in Folge eines Unfalls ab Mitte der achtziger Jahre nicht mehr reisen konnte. Welch ein Glück für sie und ihr geliebtes Maforga, in Trish und Roy Perkins und der christlichen Mission, mit der neues Leben nach Maforga kam, neue Verwalter zu finden. Der Weg, den Trish hier so anschaulich beschreibt, dieser erzwungene Marsch jener tapferen kleinen Gruppe, der sowohl für sie als auch für ihre Geiselnnehmer zu einer geistlichen Odyssee wurde, hat sie alle gewiss bereichert und gestärkt. Und zweifellos hat die heutige Gestalt der Maforga-Mission sehr viel mit den Erfahrungen auf diesem langen Marsch durch den Urwald von Zentral-Mosambik zu tun.

Ich empfehle dieses Buch, das mich auf so vielfältige Weise bewegt hat, von ganzem Herzen.

H. R. H. Princess Michael of Kent

# Vorwort von Friedrich von Reibnitz

**E**s war 1960, als ich das erste Mal nach Maforga kam. Ein Siebzehnjähriger, der gerade seinen Schulabschluss in der Tasche hatte und nun ein Jahr Zeit, bevor er mit dem Studium begann. So wie meine Schwester zwei Jahre später kam ich dorthin, um meinem Vater, den ich zuletzt als Kind gesehen hatte, wieder zu begegnen und meine neue Stiefmutter Rosemarie kennenzulernen. Die Monate, die ich dort verbrachte, waren aus dem Stoff, von dem jeder heranwachsende junge Mann irgendwann träumt. Meinen Vater und meine Stiefmutter lernte ich in jener Zeit kennen und schätzen, half, wo ich konnte, bei den Arbeiten auf dieser wundervollen Farm in den Bergen von Zentral-Mosambik und verbrachte mit meinem Vater auf der Jagd spannende und abenteuerliche Zeiten im Busch.

In den siebziger Jahren stattete ich Maforga noch einige kürzere Besuche ab, die alle sehr schön waren, bei denen ich aber, genau wie mein Vater und Rosemarie, bereits erkannte, dass die Farm ihnen in Zukunft keine Lebensgrundlage mehr bieten würde. Beide waren Realisten und befürworteten das Streben nach gesellschaftlichen Veränderungen im neuen Mosambik.

Der Gesundheitszustand meines Vaters verschlechterte sich so sehr, dass er schon kurz nach der Unabhängigkeit gezwungen war, das Land zu verlassen. Doch Rosemarie verbrachte weiterhin die Hälfte des Jahres in ihrem geliebten Maforga und blühte inmitten der Herausforderungen und Schwierigkeiten der ersten Jahre nach der Unabhängigkeit auf. Sie war unerschütterlich, ihr ganzes Leben lang eine Kämpferin und eine Frau, die immer wieder aufstand. Dazu hatte sie die bemerkenswerte Fähigkeit, jeden Tag voll auszukosten und jeder neuen Wendung mit ihrer kraftvollen Mischung aus Offenheit, Intelligenz, praktischer Veranlagung, Humor und Wärme zu begegnen.

Genau wie meine Schwester staune ich über das große Glück, das Rosemarie hatte, Roy und Trish zu finden. Sie führen Maforga in eine neue Ära, die vom hingebungsvollen Dienst an den vielen Menschen, die mit ihren alltäglichen Bedürfnissen von Maforga abhängen, geprägt ist. Bei meinem ersten Besuch der Maforga Christian Mission vor vier Jahren sagte ich Roy und Trish, dass ich mich des Gefühls nicht erwehren kann, dass Maforga durch ihre Arbeit zu seiner wahren Bestimmung gefunden hat. Ich bin sicher, dass die Prüfungen und Erfahrungen, die diese kleine Gruppe von Gefangenen auf ihrer Odyssee durch den Busch gemacht hat, mit allem, was sie dabei über sich selbst und andere gelernt haben, Dinge, die Trish so eindrucksvoll in diesem Buch beschreibt, außerordentlich viel dazu beigetragen haben, aus Maforga die bemerkenswerte Gemeinschaft zu machen, die es heute ist.

Fred von Reibnitz

# Prolog

**I**ch habe viele Jahre gebraucht, dieses Buch zu schreiben. Aber ich wusste, dass ich es schreiben musste. Auch gibt es noch viele andere Bücher, die ich später mit jenen teilen möchte, die sich gerne in der Mission engagieren würden.

Maforga ist heute eine große Gemeinschaft von Missionaren und Familien und Kindern aus Mosambik, die aus großen Opfern und vielen Gebeten geformt wurde. Maforga Christian Mission ist eine „Stadt auf dem Berge“, die aus vielen verschiedenen Dienstbereichen besteht. Hier gibt es unter anderem ein Babyzentrum und einen Bereich, in dem Kleinkinder betreut werden, ein Jungenzentrum, eine Grundschule und eine Berufsfachschule, ein Krankenhaus und ein Kinderkrankenhaus. All das befindet sich auf einer Farm, die im Beira-Korridor gelegen ist und von Menschen aus vielen verschiedenen Nationen betrieben und unterhalten wird. Darüber hinaus beherbergen wir jedes Jahr Hunderte von Gästen. Viele dieser Gäste sind Teams aus jungen Leuten, die hier auf ihrem Weg nach Süden oder Norden einen Zwischenstopp einlegen, was sich nicht zuletzt auch aus der geografischen Lage von Maforga ergibt, denn es liegt an der in Ost-West-Richtung schmalsten Stelle des Landes etwa auf halber Strecke. Maforga wirkt in die uns umgebende Gesellschaft hinein. Unter anderem hat eine Hilfsorganisation, die Aids-Kranke zu Hause betreut, hier ihre Basis, und Mosambikaner aus allen Schichten der Gesellschaft finden hier oft Hilfe bei den unterschiedlichsten Problemen. Wie lange Maforga existieren wird, hängt von dem Herrn ab, der es auch ins Leben gerufen hat. In Afrika gibt es keine Sicherheit und die Gesellschaft um uns herum ist geistlich und in jeder anderen Hinsicht ständig in Veränderung begriffen. Politisch erlebt Mosambik gerade eine Zeit des Friedens. Dagegen ist es im Nachbarland Simbabwe sehr unruhig. Simbabwe ist ein Land mit tief gehenden Zerwürfnissen und Spaltungen und braucht eine Lösung für diese Probleme. Die Gemeinde im Land steht dabei vor der großen Herausforderung, hier Versöhnung und Hilfe zu bringen.

Wäre es den ganzen Aufwand wert gewesen, wenn wir es nur einem einzigen jungen Mosambikaner ermöglicht hätten, im Leben besser zurechtzukommen und den Frieden zu finden, der aus der Erlösung durch Jesus Christus kommt? Wenn nur ein junges Paar verstanden hat, dass sie in Christus eine gute Zukunft haben, dass es für sie keinerlei Grenzen gibt und dass sie das Leben anderer positiv beeinflussen und sie in das Reich Gottes bringen können, dann ist es womöglich all diese Mühe tatsächlich wert gewesen. In Mafora gibt es eine ganze Reihe solcher Paare, und andere sind bereits hinausgegangen, um an anderen Orten Christus zu dienen: Menschen aus Mosambik und aus anderen Nationen, darunter Kongo, Uganda, Sambia und dem islamischen Nordafrika. Wir beten, dass der Herr diese bescheidenen Beiträge irgendwie gebrauchen kann, um in der Zukunft eine große Ernte einzubringen. In vielerlei Hinsicht waren wir sehr unvollkommen, und gelegentlich fühlten wir uns völlig geschlagen und nutzlos. Aber die Vision von den Totengebeinen in Hesekeil nährt in uns die Hoffnung, dass Gott, der auch Knochen, die *sehr* trocken sind, wieder zum Leben erwecken kann, dies auch hier durch unsere Leben tun kann und wird.

Eine größere Berufung könnte es nicht geben.

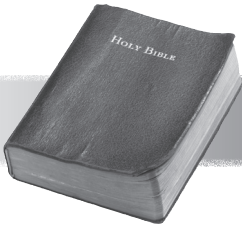
Ich bete, dass der Leser die Erfahrungen, die in diesem Buch beschrieben sind, mit mir zusammen durchleben wird, dass wir diese Reise gemeinsam machen und inmitten aller Herausforderungen und Gefahren die Schönheit von Gottes Schöpfung bewundern, und dass wir dabei auch gemeinsam die herrliche Kraft des Gebets und des Glaubens an Jesus Christus rühmen können, der am Kreuz starb und von den Toten auferstand, damit uns vergeben werden kann und wir ein neues und ewiges Leben erhalten.

Nicht ein einziges Mal haben wir mit Bitterkeit oder Ärger an die Zeit unserer Gefangenschaft gedacht. Wir wussten, dass dies unser Schicksal war und dass wir das Vorrecht hatten, auserwählt worden zu sein, dies zu durchleben. Wir haben dabei unter anderem gelernt, dass in Gottes Haushalterschaft nichts ohne Sinn ist; er kann die einfachsten Dinge nehmen und sie gebrauchen, um damit etwas Gutes zu erreichen. Jede Lektion erfolgt nach seinem Plan, nichts ist einfach zufällig. In seiner Gnade bewirkt er auch, dass wir uns selbst erkennen,

damit wir zu ihm schreien können, dass er uns in die Wirklichkeit führt und uns rettet.

Ich bete, dass jede Leserin und jeder Leser ermutigt wird, seine Bequemlichkeit hinter sich zu lassen und den ersten Schritt zu tun, um mit und für Gott in das Unbekannte aufzubrechen.





## Kapitel 1

# Vollmondnacht

**G**enau genommen war es der Abend vor dem Vollmond, ungefähr um fünf Uhr am Nachmittag. Die herbstliche Abenddämmerung war erfüllt vom Duft der Orangenblüten. Der weite Himmel glühte in einem klaren zart-goldenen Licht, hinter dem der dunkle Wald, der uns umgab, klein und unbedeutend zurücktrat. Die sandige Zufahrt, die einen halben Kilometer weit unter einer hohen Kuppel aus Eukalyptusbäumen hindurchführte, hallte wider vom Surren und Quietschen von Abigails Kinderwagen, während wir dort entlang spazierten und uns an der abendlichen Geräuschkulisse erfreuten. Ich zog meine Jacke enger um mich, da eine frische Brise die Kühle des Waldes bis zu unserem Pfad herüberwehte. Wir kamen vom Farmhaus, und unser Ziel war ein Feld, auf dem gerade die Sonnenblumen blühten. Die Hunde liefen voraus.

Als wir zurückblickten, hing ein einzelner strahlender Stern über den scharf umrissenen schwarzen filigranen Silhouetten der Eukalyptusbäume.

Die Bühne war bereit für den Aufgang eines mächtigen gold-roten Mondes, der sich leuchtend an einem Firmament erhob, dessen Blau stetig tiefer wurde. Er sandte pulsierende Strahlen über eine Welt, die wie verzaubert dalag. Unter diesem faszinierenden Schauspiel zeigte die Lücke zwischen den Bäumen die Richtung an, in der das Farmhaus lag. Phil sog den Anblick der leuchtenden Scheibe, die sich über die Baumwipfel erhob, tief in sich auf – es war ein strahlender Erntemond. Roy war schon ein Stück voraus und ich gab mir Mühe, mit seinen

weiten, leichten Schritten mitzuhalten, während die anderen wie gebannt stehen blieben.

Ich erinnere mich, wie Phil nach seiner Kamera angelte, um diese Szene festzuhalten. Seine Frau Vicky hielt mit dem Kinderwagen neben ihm. „Wow, sieh dir das an! Beeindruckend, was?“

„Der ist voll“, stimmte Vicky zu. „Man könnte glatt die Zeitung dabei lesen, so hell ist er. Schau, Abby, Schatz! Ist der nicht groß?“

Mit großen, klaren Augen blickte das 18 Monate alte Mädchen nach oben, während der Mond einen glänzenden Schimmer auf ihr weiches, goldenes Haar zeichnete.

Den Abschluss bildeten Nanna und Kindra und bewunderten die Sonnenblumen, die in silbernes Licht gebadet waren. Die schweren Blätter der Pflanzen hingen herab wie die mit schmutziger schwarzer Tinte geschriebenen Bögen gotischer Buchstaben und bildeten einen intensiven Kontrast zu den leuchtend goldenen Blüten. Die beiden Krankenschwestern hatten einen anstrengenden Tag hinter sich. „Trotz dieser Medikamente und auch wenn wir weiteres Verbandsmaterial aus Zim<sup>1</sup> bekommen“, sagte Nanna, „die Medikamente, die Phil mitgebracht hat, werden bald zu Ende gehen. Außerdem brauchen wir mehr Wasserstoffperoxid. Es gibt immer neue Fälle von Krätze ... Hast du die Krätze von dem kleinen Jungen heute gesehen? Der braucht die nächsten Tage eine kontinuierliche Behandlung.“

„Der Befall hat sich bei ihm wirklich festgesetzt“, stimmte Kindra zu. „Aber wenn wir ihn ins Krankenhaus schicken, wird es nur noch schlimmer werden.“

„Morgen müssen wir wieder einen Hausbesuch bei Mai Nota machen.“

„Ja, sie muss ihr Antibiotikum zu Ende nehmen ... Wenn sie nur eine Dosis auslässt, kann das schlimme Folgen haben. Ich hab gestaunt, wie du den Knochensplitter aus ihrer Hüfte entfernt hast. Du bist echt toll, Nanna. In den Staaten hätte das nur ein Arzt machen dürfen.“

„Naja, wir haben hier ja keine andere Wahl, Liebes. Das wirst du mit der Zeit noch selber merken“, sagte Nanna.

---

1 umgangssprachliche Kurzform für Simbabwe (Anm. d. Übers.)

„Lasst uns zurückgehen!“ Roy schien plötzlich unruhig zu sein.

„Hoffen wir, dass die Fotos was geworden sind. Ein toller Anblick, oder?“

Roy kehrte um und machte sich auf den Rückweg. Er hatte es plötzlich eilig nach Hause zu kommen. Schnell nahm er noch unsere Kamera und fotografierte die Sonnenblumen. Nur so fürs Protokoll. Wir hatten das erste Feld hinter uns gelassen und befanden uns gerade gegenüber von dem Wald, der den Friedhof, der zur Farm gehörte, umgab. Die mächtigen Bäume waren von wilden Kletterpflanzen überwuchert und sahen aus, als hätte sie jemand mit schwarzer Kreide angemalt, Schwarz auf Schwarz. Ihre Blätter glitzerten sanft im Licht des Mondes. Nachtaffen kreischten. Das Heulen der Fleckenuhus hallte durch die Stille. Der Jagdruf eines Rothals-Ziegenmelkers hing schrill zitternd in der Luft. Ein Vogel erhob sich von der Straße, lange weiße Bänder flatterten an seinen Flügelspitzen – eine Flaggennachtschwalbe. Sie tauchte und stürzte die Straße entlang Richtung Hauptstraße, in den schwarzen Tunnel des Waldes hinein. Abends zu dieser Zeit war es nicht ratsam, zu weit in diese Richtung zu gehen. Genau genommen war es bereits ziemlich unvernünftig, dass wir uns überhaupt so weit vom Haus entfernt hatten. Doch diesen Gedanken schoben wir schnell beiseite. Ich schaute den Weg zurück und wäre gern noch geblieben. Ich liebte diese Nächte in Afrika. Man hatte das Gefühl, als würde die Seele wieder weit.

„Phil, können wir morgen zusammen fahren?“, schlug Roy vor. „Ich wollte eigentlich heute schon nach Zim, aber dieses Fieber hat mir einen Strich durch die Rechnung gemacht. Ich muss ein paar Besorgungen machen und fahr dann gleich wieder zurück. Übermorgen wollen Trish und ich nach Südafrika. Sie hat jetzt endlich ihr Visum bekommen. Die Reise war schon geplant, bevor wir von dem Überfall hörten. Nanna und Kindra können hier bleiben und sich um alles kümmern. Ich bin sicher, das wird kein Problem sein. Vicky Hopper hätte eigentlich auch heute schon zurück sein sollen. Aber inzwischen ist es doch ziemlich spät. Vielleicht morgen.“

Ich sah Roy an, dass er müde war, nur er schien es nicht zu bemerken. Er mutete sich mehr zu, als er auf Dauer ertragen konnte. Gedanken an die Besprechung vom Nachmittag und

die vielen Vorbereitungen für die kommende Woche gingen ihm durch den Sinn. Er war so schnell unterwegs, dass er überhaupt keine Zeit zur Besinnung mehr fand. Tief in seinem Innern schrie er nach einer Gelegenheit, endlich einmal innezuhalten, doch er wusste nicht wie. Es war entspannend, einfach so spazieren zu gehen, sich zu unterhalten und dem Echo unserer Stimmen in der stillen Atmosphäre zu lauschen. Doch jetzt nahm Kindra sich den Kinderwagen und drehte ihn herum. Es war sechs Uhr ... und wir waren ziemlich weit vom Haus entfernt. Zeit für eine warme Suppe und ein Stück Brot zu Hause. Schatten umgaben uns, als wir in den „Tunnel“ aus Eukalyptus eintraten, der durch eine kleine Senke und dann den nächsten Hügel hinauf bis zum Farmhaus führte.

Für Phil und Vicky Cooper war es ein kurzer, aber sehr angenehmer Besuch von drei Tagen gewesen. Nun waren sie vertrauter mit Maforga und der näheren Umgebung, die vom acht Kilometer entfernten Gipfel des Nharu-Nharu (gesprochen: *nyaru-nyaru*), diesem dreieckigen *Gomo*<sup>2</sup> aus Granit mit seinen bewaldeten Hängen, dominiert wurde. Wenn man auf der vorderen Veranda des Haupthauses stand, wurde der Blick auf den Berg von zwei erhabenen *Msunganyemba*-Bäumen eingerahmt, die sich aufeinander zu neigten. Blickt man nach Norden, zum Berg hin, geht über der Blick über eine kreisrunde Rasenfläche, die von einem sandigen Fahrweg umgeben ist und von dunkelgrünen *Bougainvillea* mit grell-lila Blüten begrenzt wird. Von der Veranda aus gesehen öffnet sich die Hecke jenseits dieses Kreises zu einem Durchlass, durch den ein Pfad zu einem Ananasfeld führt, das sich genau unterhalb der *Msunganyemba*-Bäume befindet. Der Name Nharu-Nharu passt zu diesem Berg, bedeutet er doch „Wahnsinn“, „Verwirrung“ oder auch „kochender Topf“. Jedermann, der sich so weit in den Busch vorwagen würde, käme in das Territorium der RENAMO, *Resistencia Nacional de Moçambique*, der Widerstandsbewegung, die sich im Guerillakrieg gegen die regierende FRELIMO befand. Es gab Gerüchte, dass sich irgendwo auf diesem Berg ein Camp der RENAMO befand. Der Name „Maforga“ für diese Region ging auf einen regionalen Anführer aus der Zeit um die Wende zum 20. Jahrhundert zurück.

---

2 zu Deutsch: felsiger Berg

## Abendaktivitäten

Phil und Vicky hatten einige Kartons mit Medikamenten mitgebracht, die Nanna in der Klinik gut gebrauchen konnte. Vicky war Krankenschwester und Phil betrieb zusammen mit seinem Vater Dennis Cooper eine Hühnerfarm in Shiloh-Shalom in der Nähe von Harare, Simbabwe. (Shiloh-Shalom war eine Gemeinschaft, die aus der christlichen Gemeinschaftsbewegung der sechziger und siebziger Jahre entstanden war. Dieser Bewegung ging es darum, als Gemeinde in Gemeinschaften zu leben, die in ihre Umgebung hineinwirkten und einen Zufluchtsort für Menschen in schwierigen Lebenslagen boten.) Sie waren mit Dennis' blauem Peugeot gekommen, und abgesehen von Abigails Kindersitz, der auf der Rückbank befestigt war, hatten sie jeden verfügbaren Raum in dem Wagen mit den Kartons für Nanna und anderen Gütern gefüllt. Seitdem sie Roy ein Jahr zuvor zum ersten Mal getroffen hatten, verspürten Phil und Vicky den Wunsch, Mafora zu besuchen. Doch bis dahin waren immer wieder andere Mitglieder ihrer Gemeinschaft zu uns gekommen, während Phil und Vicky die Farm hüteten. Doch diesmal hatten sie es einrichten können, selber zu uns zu kommen. Ihre Jüngste, Abigail, hatten sie mitgebracht und die beiden größeren Kinder in der Obhut der Großeltern gelassen.

Als sie die Grenze nach Mosambik überschritten, kamen sie in eine andere Welt. Es waren die vielen Facetten eines Landes, das so ganz anders war als ihr eigenes, das benachbarte Simbabwe: faszinierend, exotisch, tropisch, wunderschön und vom Krieg gezeichnet. Nur aus Erzählungen konnte man den Unterschied nicht verstehen. Doch nun hatten sie eine klarere Vorstellung davon, wie sie uns unterstützen konnten, und morgen würden sie die Heimreise antreten.

Die siebenundzwanzigjährige Kindra (Bryan) kniete auf dem geschmackvoll grün und pink gemusterten Teppich und gab dem kleinen verwaisten Lamm die Flasche. Der Teppich war nicht ganz so groß wie der Perser, der dort früher gelegen hatte, aber das war vielleicht auch gut so. Kindra war erst seit drei Wochen in Afrika und seit drei Tagen in Mosambik und alles für sie noch sehr neu. Es war jedenfalls ein riesengroßer Unterschied zum Houston Children's Hospital in Texas, wo sie für die post-operative Betreuung der Kinder zuständig gewesen

war. Sie hatte sich eine Auszeit genommen, um nach Afrika zu kommen und sich dazu bei Jugend mit einer Mission in Harare beworben. Da dort jedoch keine Stellen frei waren, hatte sich Mike Oman, der Leiter der Niederlassung, mit ihrer Bewerbung an Roy gewandt und gefragt, ob sie in Maforga mitarbeiten könne. Wir haben sie dann mitgenommen, als wir von einem abgebrochenen Besuch bei meiner Familie in Südafrika zurückkamen. Als wir in Harare ankamen, erreichte uns die Nachricht, dass die Farm in Maforga in der Zwischenzeit angegriffen worden sei. Im Zusammenhang mit diesem Überfall hatte die simbabwische Armee einen jungen Mann festgenommen. Wir wollten sofort nach Mosambik zurück, um zu sehen, wie groß der Schaden war, und fragten Kindra, ob sie mit uns kommen wolle. Roy hatte den Eindruck, dass die Gefahr eines weiteren Angriffs zu diesem Zeitpunkt nur äußerst gering war. Wenn die *Matsanga*<sup>3</sup> gerade erst angegriffen hatten, würde es höchstwahrscheinlich mehrere Monate dauern, bis sie wiederkämen. Nach einer Bedenkzeit und Gebet entschied sich Kindra, das Risiko einzugehen. Sie sollte Nanna in der soeben eröffneten Klinik helfen.

Wir saßen alle zusammen in unserem Wohnzimmer. Vicky war gerade dabei, Abigail zu Bett zu bringen. „Komm, mein Schatz“, versuchte sie sie zu überreden. „Mami muss morgen früh aufstehen. Mami und Papi fahren mit dir wieder nach Hause! Wir fahren zurück zu Amy und Addie. Omi und Opi warten auch schon auf uns. Komm, gib mir das ...“ Sie nahm Abby die Tasse aus der Hand, setzte sie auf das niedrige Sideboard aus Hartholz und umschloss das kleine Mädchen mit dem Goldköpfchen dann mit ihren Armen. Ich erinnere mich, dass sie gleich darauf auf ihr Zimmer gingen, um zu packen. Dieses Zimmer war das private Zimmer der Baronin gewesen, bevor sie nach Deutschland ging und wir dort einzogen. Für den Aufenthalt unserer Freunde hatten wir es jedoch geräumt und waren ins Gästehaus gezogen. Die Musik des Tom Ingles Videos drang durch die Wände und wir alle hörten die Worte: „You'll rise up, with wings like eagles, and fly through every situation ... the champions of God!“<sup>4</sup> Ein Lied über den überwindenden Glau-

---

3 Ein anderer Name für die RENAMO-Rebellen.

4 Du wirst dich erheben, mit Flügeln wie Adler, und durch jede Situation fliegen ... die Champions Gottes.

ben an den lebendigen Gott, ein Glaube, der den Prüfungen lachend entgegentrat.

Kindra sumgte leise für das Lamm, das sie unter dem Arm hielt, und schob ihm die Colaflasche mit dem improvisierten Sauger, den wir aus dem Finger eines Gummihandschuhs gemacht hatten, zwischen die rosa Lippen. „Nun komm schon, Herzchen. Süßes kleines Lämmchen!“ Sie streichelte es hingebungsvoll, genau so wie sie immer die Kinder, die in die Klinik kamen, drückte und knuddelte.

Roy sagte nicht viel. Er litt noch immer unter dem Fieber, wegen dem er die Reise nach Simbabwe, die für diesen Tag geplant gewesen war, verschoben hatte. Die Straße nach Zim war eine Qual, wenn man sich nicht wohl fühlte. Ein Treck von zweieinhalb Stunden zwischen Schlaglöchern und Militärsperren. So hatte er beschlossen, den Trip zu verschieben und am nächsten Tag zusammen mit den Coopers zu fahren, um einige Einkäufe für die Zeit unserer Abwesenheit zu tätigen. Die Krankenschwestern benötigten das eine oder andere, und auch Nahrungsmittel waren zu dieser Zeit in Mosambik im allgemeinen schwer zu bekommen. Durch diesen Tagestrip würden sie für die Zeit unserer Abwesenheit versorgt sein. Am darauffolgenden Tag wollten wir dann zusammen nach Südafrika aufbrechen, eine Reise, die wieder einmal verschoben worden war.

## **Schlafenszeit in Maforga**

Neun Uhr. Zeit, ins Bett zu gehen. Roy hatte sich am frühen Nachmittag etwas ausgeruht, aber das Fieber hatte noch nicht nachgelassen. Er brauchte Schlaf und ich musste unsere Koffer für die bevorstehende Reise noch einmal durchgehen.

Während wir über den Rasen gingen, wanderte unser Blick über die silberblauen Berge hinter den beiden wilden Dattelpalmen, die die Zufahrt nach Südosten markierten. Kalt und weiß, dabei kleiner und höher als zuvor, hing der Mond pulsierend und beinahe lebendig am klaren, mitternachtsblauen Himmel.

Das Gästehaus war eine runde Hütte – genauer ein Rondavel. Nach dem Vorbild der Ruhehütten im Gorongosa Nationalpark erbaut, sollte sie die Einfachheit einer afrikanischen Hütte widerspiegeln. Im Schatten des strohgedeckten Daches hielten

wir einen Moment vor der verschlossenen Tür inne, um noch einen Blick auf unseren Truck, einen weißen Toyota Dyna Viertonner, zu werfen, der in der Nähe unter den farbenprächtigen Bäumen am Rand der Zufahrt parkte. Als wir die Tür öffneten, warfen wir noch einen letzten Blick auf diese Welt in Schwarz und Silber. Das Klicken des Lichtschalters verwandelte den Innenraum; die Kerzenlampen, die geschmackvoll an den Wänden drapiert waren, füllten das Zimmer mit ihrem behaglichen und friedlichen goldenen Schein. Meinen frisch gebügelten Rock legte ich für den nächsten Morgen über die Handtuchstange im Badezimmer.

„Nun, ich hoffe, wir alle werden heute Nacht gut schlafen“, sagte ich noch, aber ich fühlte mich unbehaglich dabei. Während ich meinen olivgrünen Overall überzog und ins Bett stieg, sagte ich zu Roy: „Vielleicht hätten wir den Truck heute Nacht lieber in der Stadt gelassen.“

„Ich bin sicher, das ist o. k. so, Trish. Wir müssen nur dem Herrn vertrauen“, versuchte Roy mich zu beruhigen. Als er sein Hemd auszog – ich weiß noch, wie seltsam mir das damals vorkam – wandte er sich zu mir um und flüsterte mit einem sonderbaren Klang in der Stimme: „Trish, die Farm ist am Ende.“

Eine für ihn völlig ungewöhnliche depressive Stimmung schien ihn überfallen zu haben. Damals war ich zu müde, um mir darüber Gedanken zu machen, aber später fiel es mir wieder ein. Und tatsächlich war die Farm, so wie wir sie damals kannten, wirklich am Ende, ausgelöscht, wie das Licht der Kerzenleuchter. Die Nacht verschlang uns wie ein schwarzer See, ein kleines Häuflein von Familien oben auf einem Hügel, umgeben von den Tiefen des Waldes.

## **Das Haus ist umzingelt**

Es dauerte eine Weile, doch dann schliefen wir tief und fest. Gegen elf stieß Roy mich an. „Was ist los?“, fragte ich.

„Ich bin geheilt!“, erzählte er mir voller Begeisterung. „Ich fühl' mich wieder vollkommen o. k.!“ Viel zu verschlafen, um mich richtig über das zu freuen, was er mir da eröffnete, sank ich zurück ins Reich meiner Träume.

Es muss Mitternacht gewesen sein, als ich erneut wach wurde. Die Fenster wirkten wie Vierecke aus klarem, blauem Licht vor einem schwarzen Hintergrund. Das Mondlicht schien in die Zimmer. Ein alter Mangobaum streckte seine Krone über das Rondavel, hüllte die Küche in tiefschwarzen Schatten und tauchte die Hintertür und den grasbewachsenen Hof dahinter in ein Tintenfass. Die Konturen der kalten schwarzen Blätter stachen messerscharf hervor, während ihre glänzende Oberfläche das Mondlicht reflektierte. Ein heller Schleier versilberte die Orangenbäume, die wie kleine Punkte in Reihen den Hügel unter uns in Richtung auf die etwa einen Kilometer entfernte Hauptstraße bedeckten. Selbst für das Heulen der simbabwischen Armeelaster, das jede Nacht durch den Eukalyptuswald hallte, der hoch und dunkel an der Seite der Straße auftragte, war es bereits zu spät.

Roy stand am Fenster und spähte nach draußen. Als ich langsam klarer sehen konnte, bemerkte ich, wie angespannt er war. Nur im Unterbewusstsein registrierte ich das rasende Bel-len von Piggy, unserer Bullterrierhündin. Mit gedämpfter Stimme hörte ich Roy sagen: „Trish! Sie sind hier!“

„Wer?“ fragte ich.

„Die *Matsanga*.“

„Das soll wohl ein Witz sein!“

Noch während ich das sagte, sah ich, wie er in den Schutz der Mauer zurückwich und mühsam schluckte. Im selben Augenblick hörte man das leise Rascheln von Füßen, die draußen über das trockene Gras schlichen. Mattgrau huschten auf beiden Seiten des Fensters im Licht des Mondes die Silhouetten von Männern vorbei. Ihre aufgesetzten Bajonette blitzten. Federn hingen von ihren Hüten herab oder steckten im Bund ihrer Mützen, die Lumpen hingen in Fetzen von ihren Armen. Mit scharfem Flüstern verständigten sie sich untereinander. Wir hörten die Patronengurte, die sie sich über die Brust gebunden hatten, rasseln und klacken. Leicht gebückt, wie eine Katze, die ihrer Beute nachstellt, schlichen sie sich heran.

Mit klopfendem Herzen sank ich zu Boden.

„Schnell, Roy!“, zischte ich. „Zieh deinen Overall an!“ Ich zog die Schnallen meiner orthopädischen Sandalen fest, sorgsam auf meinen verbundenen Fuß bedacht, an dem ich einen Monat zuvor operiert worden war. Anschließend griff ich nach dem

kleinen Beutel mit dem Nötigsten, den wir immer bei uns führten. Roy versuchte sich anzuziehen, ohne durch das Fenster gesehen zu werden, dann schlichen wir unterhalb der Fensterlinie hinüber in das vordere Zimmer, von wo wir das Haupthaus auf der anderen Seite der runden Rasenfläche sehen konnten.

Meine schwarze Handtasche hatte ich unter einem der Betten versteckt. Vielleicht würde man sie im Dunklen dort nicht finden. Ich wollte auf keinen Fall meinen Pass verlieren.

Unser Herzen schlugen bis zum Hals. Wir wollten unsere Lippen benetzen, aber unsere Zungen klebten daran fest, rau und trocken wie Leder. Die Knie fühlten sich weich wie Butter an. Roy kroch zum Wohnzimmerfenster, hob vorsichtig eine Ecke des Vorhangs und spähte hinaus in das helle Mondlicht. Wir hörten das Krachen und Bersten von Glas drüben im Haupthaus. Gerade erst vor wenigen Tagen hatten wir die achtzig Scheiben erneuert. Wir erkannten die schattenhaften Umrisse von Männern, die durch die zerbrochenen Fenster hindurch die Vorhänge herunterrissen – Vorhänge, die wir gerade erst aufgehängt hatten!

Vorsichtig lugten wir über die Fensterbank und verfolgten das Geschehen. Graue Soldaten schwärmten um das Haus und traten die Türen ein ... Wir wussten, dass die Hintertür des Rondavel, die im Schatten des Mangobaums lag, offen war. Vielleicht hätten wir so entkommen und uns in der Hecke aus Bougainvillea verstecken können. Es wäre zwar eine ziemlich stachelige Angelegenheit geworden, aber wahrscheinlich hätte uns niemand entdeckt ... Doch Roy dachte an unsere Gäste im Haupthaus, an Nanna und Kindra, und an Phil und Vicky mit der kleinen Abigail. Ob sie bereits aufgewacht waren? Wo waren sie, und wie erging es ihnen? Angestrengt starrten wir durch das Fenster nach draußen, da schlug der Kolben eines Gewehres durch das Glas und traf uns ins Gesicht. Das ganze Zimmer war mit Glassplittern übersät. Wir atmeten noch einmal tief ein und standen dann langsam auf. Es wäre ohnehin nicht in Frage gekommen zu fliehen und die Gäste hier allein zu lassen. Das Adrenalin schoss uns durch die Adern. Sie durften uns hier nicht in dieser verängstigten Haltung antreffen. Angst provoziert Gewalt. Nein, wir mussten hinausgehen und ihnen entgentreten. Das Wort des Herrn erfüllte sich ...

## „Nanna“

Nanna hatte sich mit ihrer Häkelarbeit auf ihr Zimmer im Haupthaus zurückgezogen, von wo sie einen Blick über den Rasen vor dem Haus hatte. Vicky, Phil und Abigail waren in ihrem Zimmer am anderen Ende des Hauses, das Roy und ich ihnen überlassen hatten.

Nanna, die eigentlich Joan Goodman hieß, war 58 Jahre alt und hatte, bevor sie zu uns kam, in Sambia in einem Krankenhaus als Leiterin der Abteilung für Tagespatienten gearbeitet. Zuletzt hatte sie einige Jahre in Shiloh-Shalom gelebt. Das vom Gebet geprägte Leben dort passte gut zu ihrem eigenen Lebensstil. Damals verspürte sie den Wunsch in die Mission zu gehen, vorzugsweise nach Mosambik, und betete, dass Gott jemand aus Mosambik nach Shiloh bringen sollte, wenn dies sein Wille wäre. Wir waren die Antwort auf ihre Gebete.

Sie war eine seltene Mischung aus Zartheit und Wildheit, mit feinem Haar, das wie Strähnen aus blonder Seide wirkte, und blassgrünen Augen. Sie trug meist praktische, bequeme Röcke und immer lange Ärmel, um ihre helle Haut vor der Sonne zu schützen. Oft sah man sie hinunter zur Klinik gehen oder bei der Arbeit im Gemüsegarten gebeugt oder wie sie die Schafe versorgte. Ihre leicht gebeugte, rundliche Gestalt mit dem großen Sonnenhut erinnerte dann irgendwie an eine Schildkröte, die auf den Hinterbeinen steht. Sie liebte es, zu arbeiten. Arbeit war ihr Leben. Und sie liebte die Menschen, für die sie sich ohne Vorbehalte hingab. Nanna war damals seit fast sechs Monaten in Mafora und inzwischen ganz und gar dort angekommen.

Sie hatte sich im Gästezimmer des Haupthauses eingerichtet, wo sie von Kartons voller Medikamente und Flaschen mit übel riechenden Flüssigkeiten, wie „Glick & Nick“ (Glycerin und Ichthammol), Gee's Hustenmischung, Wasserstoffperoxid und Formalin, umgeben war. Sonnenblumenöl tropfte durch braunes Papier in Schüsseln unter dem Tisch. So reinigten wir das Öl, das wir mit unserer handbetriebenen Ölpresse selbst gewonnen hatten. Der Korb mit ihren Häkelsachen war nie weit weg und ihre Hände standen niemals still. Sie rupfte Gänsefedern für Kissenfüllungen, bezog Polstermöbel neu und kochte Marmeladen und Chutneys ein. Oft arbeitete sie bis zur völligen Er-

schöpfung, sodass wir ihr ausdrücklich Ruhe verordnen mussten. Eine Aufforderung, der sie nicht gerne nachkam.

In dieser Nacht jedoch konnte sie trotz des entspannten Abends, der Stille und des Friedens nicht schlafen. Sie spürte, dass dort draußen geistige Mächte am Werk waren, dass die Dinge in dieser Nacht in Bewegung waren, Dinge aus Fleisch und Blut oder von anderer Natur. Sie lag im Bett und wälzte sich mit pochendem Herzen hin und her. Ungefähr um eins war sie sich sicher, dass sie von draußen das kaum hörbare Geräusch von Schritten, die sich über den Rasen schlichen, vernommen hatte. So leise wie möglich öffnete sie die Tür des Gästezimmers und schlüpfte hinaus, immer sorgsam darauf bedacht, sich stets im Schatten zu halten, damit sie durch die Fenster, durch die immer noch das Mondlicht glänzte, nicht gesehen werden konnte.

Durch einen Spalt zwischen den Vorhängen sah sie die Soldaten. In geschlossener Gruppe bewegten sie sich fast geräuschlos auf das Haus zu. Immer drei oder vier von ihnen in einer Reihe. Dann teilten sie sich in zwei Gruppen. Eine verschwand hinter dem Bürogebäude, die andere umrundete die Front des Hauses und bewegte sich auf die hintere Veranda zu. Die Wachen, beides ältere Männer, waren längst geflohen.

Sofort dachte sie an die anderen. In ihrem dünnen Nachthemd tappte sie vom Gästezimmer durch das Esszimmer und das Wohnzimmer, um sie zu warnen. Sie hatte nicht daran gedacht, sich zuerst noch Schuhe oder eine Strickjacke anzuziehen. Phil und Vicky saßen bereits auf ihrem Bett und hielten Abigail in den Armen ... Nachdem sie sie angewiesen hatte, sich anzuziehen und Kindra zu warnen, schlich sie zurück zum Gästezimmer. Zu diesem Zeitpunkt hatten die Soldaten das Haus bereits umrundet und näherten sich den Fenstern. Zurück in ihrem Zimmer, wollte sie sich gerade einen Trainingsanzug anziehen, als auf ein Signal hin plötzlich alle Fensterscheiben gleichzeitig zu Bruch gingen. Schwarze Hände griffen hinein und zogen die Vorhänge durch die zerbrochenen Scheiben. Eine Hand griff durch ihr Fenster nach dem gehäkelten Pullover, den sie für Amys Geburtstag gemacht hatte.

Da fiel alle Furcht von ihr ab. Sie vergaß den Trainingsanzug, schoss durchs Zimmer und griff nach dem Kleidungsstück, das gerade im Begriff war durch das Fenster zu verschwinden.

Dabei schrie sie den jungen Kerl an, dass er wieder loslassen sollte! Es gab ein Tauziehen. Doch dann hörte sie hinter sich ein lautes Knirschen. Sie drehte sich um und sah, wie einer der Soldaten den Schrank, der vor der beschädigten Tür des Gästebades stand, beiseite schob. Beim letzten Überfall hatten sie die äußere Sicherheitstür aus den Angeln gerissen und das Schloss der inneren Tür zerschossen. Nur für alle Fälle hatte Nanna danach den Schrank davorgeschoben. Jetzt gab die Tür nach, während der Schrank mit kreischendem Geräusch über den Boden geschoben wurde. Dann stürzte ein Strom zerlumpeter Männer durch die entstandene Öffnung in das Schlafzimmer. Da Nannas Aufmerksamkeit nun abgelenkt war, riss der Soldat am Fenster den Pullover vollends an sich. Dann, wie konnten sie es wagen, öffneten sie den Schrank und nahmen alle Medikamente, die Stapel von Kleidern und Nannas gesamte Habseligkeiten heraus.

Empörung flammte in Nanna auf. Sie hörte, wie das filigrane Porzellan der Baronin, ihr Besteck aus massivem Silber und die Schalen aus Kristallglas mit ihren Insignien darauf – zumindest das, was nach dem letzten Angriff noch übrig geblieben war – auf dem Boden aufschlugen, als der Inhalt der Schubladen im Esszimmer in Säcke geschüttet wurde. Für einen Moment drohte der Zorn sie zu übermannen, doch der Anblick der Männer, die gerade dabei waren, sich mit Gewalt ihrer Habseligkeiten zu bemächtigen, brachte sie schnell wieder zur Besinnung. Sie zwängte sich zwischen den Leibern der Männer hindurch und saß mit einem Mal fest auf dem Schrank, von wo sie versuchte, in dem Gewühl drahtiger Männerhände selbst etwas zu fassen zu kriegen.

Es ging ihr in erster Linie um die Unterwäsche. Wenigstens einen Schlüpfer wollte sie noch retten. Der muffige Geruch von verbranntem Holz und schwitzenden Körpern, die rauen, kehligen Bruchstücke der Unterhaltung, das alles konnte sie nicht abschrecken. Ihre Hand bekam zwei BHs und zwei Waschlappen zu fassen, an denen jedoch leider noch die harte schwarze Hand eines Soldaten hing. Sie konnte die Wörter „*Deixa*“ und „*Vovo*“ verstehen, und bei aller Hektik, benahmen die Männer sich ihr gegenüber doch seltsam respektvoll. Als man sie schließlich nach draußen führte und am Rand der runden Rasenfläche absetzte, umklammerte sie noch immer die Klei-

dungsstücke. Von da an durfte sie nicht mehr ins Haus hinein. Die Männer wollten nicht, dass sie sich noch weiter einmischte und dabei vielleicht verletzt würde.

Sie empfand keine Furcht. Gewehrkolben krachten gegen Türen. Dann warf sie einem Blick zum Rondavel hinüber und fragte sich, wie es uns wohl erginge, während sich im Hintergrund die dunklen Silhouetten der Soldaten hin und her bewegten, zusammentrugen, aufrissen und durchsuchten. Einer der Jüngeren, ohnehin waren die meisten von ihnen ziemlich jung, kam zu ihr und wollte ihr die Uhr vom Handgelenk reißen. Doch als sie ihm so fest sie konnte auf die Hand schlug, ließ er von ihr ab.

### **Phil, Vicky und Abigail**

Phil und Vicky hatten ihren kurzen Besuch in Maforga genossen und waren nun bereit, am nächsten Tag nach Shiloh in Simbabwe zurückzukehren. An diesem Abend hatten sie Abigail in ihr kleines Reisebettchen gelegt, doch die drehte und wand sich und schrie dabei, „Mami, Männer kommen! Mami, da kommen!“ Vicky war beunruhigt und auch Phil konnte kaum schlafen. Sie wiegten gerade das aufgewühlte Kind in ihrem Schoß, als Nanna hereingeschlichen kam und die schreckliche Nachricht überbrachte. Kurz darauf erschienen die ersten Umrissen von Soldaten vor dem Fenster. Sofort griff Phil sich Abigail und sie alle zogen sich in Kindras Zimmer zurück. Im selben Moment barsten überall im Haus die Fensterscheiben. Es gab ein Badezimmer, das einen Zugang von Kindras Zimmer hatte. Dort versteckten sich alle gemeinsam.

Hastig hatte Kindra sich einen Trainingsanzug und Tennisschuhe angezogen und war zu den anderen ins Badezimmer geschlüpft, wo Phil und Vicky bereits mit gesenkten Köpfen kauerten, damit sie durch die Fenster nicht gesehen werden konnten. Sie verschloss die Tür hinter sich. Zwar war es nur ein leichtes Schloss, aber für ein paar Augenblicke würde es sie vielleicht aufhalten.

Sie beteten und legten die Situation und sich selbst in Gottes Hände. Der heiße Gestank der schwitzenden Soldaten drang unter der Tür hindurch, begleitet vom Murmeln gedämpf-

ter Stimmen. Jemand wurde scharf zurechtgewiesen. Das ungestüme Schlagen gegen die Tür ließ ihnen das Herz im Leibe erstarren, doch wie durch ein Wunder brach niemand die Tür auf. Die Soldaten gingen weiter durch die Räume, warfen Stühle um und rissen Kleider aus den Schränken. Sie konnten das Scharren und Poltern hören, wenn die Schränke geöffnet und Beute in den Korridor gezerzt wurde. Halb volle Säcke rumpelten über den Boden, und Füße stampften hin und her. Waffen schlugen gegen die Türrahmen, und Glas ging zu Bruch. Man hörte das Geräusch von zerreißendem Stoff, als die Sessel und Matratzen, die ohnehin bereits voller Risse waren, endgültig ihre Bezüge verloren.

Trotz der Not, in der sie sich befanden, verspürten Phil und Vicky plötzlich einen tiefen Frieden. Es war ein Empfinden, dass Gott ganz nah war und auf sie Acht hatte. Was immer geschehen würde, sie waren bereit. Mit angehaltenem Atem warteten sie ab und fragten sich, was nun geschehen würde. Das Wissen, dass die Tür alles andere als stabil war, ließ ihnen die Nackenhaare zu Berge stehen. Wartete der Tod auf sie? Schlimmer noch war der Gedanke ... nein, daran durfte man gar nicht denken. Jetzt war Vertrauen gefragt.

In diesem Augenblick traten Roy und ich aus dem Rondavel ins helle Mondlicht.

## **Das Ananasfeld**

Nur einen Moment noch zögerten wir hinter den Türen des Rondavels. „Auf geht’s ... Herr, bitte hilf uns!“, beteten wir leise. „Wir sind in deinen Händen.“ Dann traten wir hinaus, sodass unsere Angreifer uns sehen konnten.

Sofort sahen wir uns von Bajonetten umringt, die auf unsere Bäuche gerichtet waren. Es war erschreckend, wie jung diese Soldaten waren, und wie nervös. Sie zogen den Kreis um uns immer enger. Andere drangen ins Rondavel ein. Sie waren noch Jungs, nicht anders als die, die in unsere Klinik kamen.

„Boa noite!“, sagten wir. „Amigos!“ Ich streckte einem von ihnen die Hand entgegen. Seine Augen glühten wie schwarze Kohlen unter dem Rand seiner Kappe. Der Mond warf einen scharfen schwarzen Schatten über seine Augen.

Er zeigte auf unsere Tasche. „*Armas! Armas!*“<sup>5</sup>, bellte er.  
„*Não armas!*“, protestierte Roy. Der Mann ignorierte ihn einfach.

„*Deixa!*“, schnappte er. Mit seinem Bajonett stach er in die Tasche, die wir daraufhin ins Gras fallen ließen, und langsam hoben wir unsere Hände. Sofort griffen sie sich die Tasche und zerpfückten ihren ganzen Inhalt. Innerhalb von Sekunden war alles, was wir eingepackt hatten – Medikamente, Bibel, Wechselwäsche, Handtuch, Zahnpasta und Zahnbürste, Notizblock und Stift – in den Tiefen ihrer Hosentaschen oder hinter zerrissenen Hemden verschwunden. Einige Soldaten durchsuchten das Rondavel. Einer von ihnen trat hinaus ins Mondlicht und zog eines der Federbetten der Baronin hinter sich her. Als er es zerriss, legte sich ein Teppich aus weißen Daunen über den Rasen. Hinter den großen Wolken aus Daunen, die vor dem Rondavel durch die Luft wirbelten, sahen wir dunkle Gestalten hin und her eilen.

Nanna saß barfuß und vornüber gebeugt am Rande der Rasenfläche in der Kälte. Ich ging zu ihr hinüber und Roy versuchte mit dem Soldaten zu sprechen, der uns bewachte. Nanna betete. Sie schaute mich mit ihren weisen grünen Augen an, die im Mondlicht seltsam farblos erschienen.

Ich setzte mich neben sie auf den Rasen. „Geht’s dir gut?“, fragte ich.

Sie nickte, während sie weiter leise betete. „Wir waren gewarnt, Mädchen“, sagte sie. „Dies ist sein Wort, das in Erfüllung geht. Sie haben alles mitgenommen, was in meinem Zimmer war.“ Ich unterdrückte den Zorn, der in mir aufkommen wollte, als ich sah, dass sie nicht einmal Schuhe trug. Sie fuhr fort fast unhörbar zu beten. Um uns herum bewegte sich ein Strom von Soldaten. Jeder trug etwas. Bemerkungen und Informationen flogen hin und her. Dann sah ich, wie einer von ihnen einen Gegenstand, der ein wenig größer als ein Rugbyball war, zu unserem Toyota hinübertrug. Mich durchzuckte ein Schock, und während ich noch um Fassung rang, rief ich ihm auf Portugiesisch zu: „Was haben Sie vor?“

„Das ist ein Krieg!“, gab er nur barsch zurück. Dann platzierte er die Mörsergranate unter dem Führerhaus des Trucks.

---

5 Waffen – Roy erwiderte darauf: Keine Waffen

Andere gingen in die Garage, wo das Schaf, das sein Lamm nicht angenommen hatte, zum Schweigen gebracht wurde. Ich versuchte, nicht hinzusehen. Roy wandte sich an einen der Soldaten, die in der Nähe standen, und sprach ihn in gebrochenem Portugiesisch an: „Wo ist euer Anführer? Ich will mit eurem Anführer sprechen!“

Zunächst versuchte der Soldat, ihn zu ignorieren, doch Roy blieb beharrlich. Endlich setzte er sich in Bewegung und rief einem anderen etwas zu. Nachdem die Nachricht so über mehrere Stationen weitergegeben worden war, kam ein schlanker Mann die Stufen der Veranda hinunter auf uns zu. Im Mondschein konnten wir unter seinem kegelförmigen Hut mit breiter Krempe die buschigen, geschwungenen Augenbrauen in einem von Bosheit gezeichneten Milchgesicht erkennen. Das Leder des Pistolengurts, den er um seine Hüften geschlungen hatte, glänzte im Mondlicht. Einen Augenblick musterten er und Roy einander. Dann sprach Roy ihn in Lapa-lapa, der Kolonialsprache des südlichen Afrika, an: „Ich habe den Schlüssel für die Vordertür, brecht sie nicht auf. Du kannst mit mir kommen. Nehmt euch, was ihr wollt, wir haben viele Medikamente.“ Damit verfolgte er in erster Linie die Absicht herauszufinden, wie es den anderen ergangen war.

Die Sicherheitstür zum Haupteingang war noch verschlossen und wurde gerade von einigen Männern mit Brechstangen bearbeitet. Als sie Roy und den Anführer herankommen sahen, machten sie Platz. Roy schloss auf und sofort drängten hinter ihm die Männer hinein und gesellten sich zu der randalierenden Horde, die drinnen bereits wütete. Roy bahnte sich einen Weg durch das dunkle Esszimmer bis ins Wohnzimmer. Dabei folgten ihm die Soldaten auf dem Fuße, die Kolben ihrer Gewehre schlugen hart und vernehmlich gegen die Mahagonistühle der Baronin. Auf dem Weg zum Badezimmer, wo er Phil und Vicky, Abigail und Kindra vermutete, sah Roy im Vorübergehen seine neue Kamera auf dem Fensterbrett stehen. Er wollte sie an sich nehmen, doch sofort versuchte einer der Soldaten, sie ihm zu entreißen. Ein Befehl des Anführers veranlasste ihn jedoch, die Kamera umgehend wieder loszulassen. Während Roy sich das Gerät um den Hals hängte, beobachtete er, wie zwei Soldaten den Videorekorder aus dem Fernsehschrank rissen. Es war ein großes Gerät, das mehrere Systeme abspielen konnte. Auch

jetzt griff der Anführer ein, beugte sich herunter und schob den Rekorder zurück.

„Ihr könnt doch gar nichts damit anfangen!“, befahl er auf Englisch. „Wo wollt ihr den Strom dafür hernehmen, hä?“ Aber diesmal ignorierten sie ihn einfach und zogen das Gerät wieder heraus.

Roy drückte sich an den übel riechenden Leibern der aufgeregten Männer vorbei zum Badezimmer und fand die Tür verschlossen. Er klopfte. „Hallo, ihr da drinnen!“, rief er. „Ich bin’s, Roy! Macht auf!“

Man konnte hören, wie der Schlüssel herumgedreht wurde, und dann erschienen die tränenüberströmten, aber dankbaren Gesichter der Flüchtlinge, die hinaus in den Korridor traten. Kindra, die durch die derben Gesten und ungestümen Bewegungen der Männer völlig verängstigt war, hielt sich nahe bei Phil. Vicky trug nur ein leuchtend pinkfarbenedes Nachthemd und blaue Plüschpantoffeln<sup>6</sup> und drückte Abigail an sich. Einer nach dem anderen traten sie nach draußen, aber sie wollten keinen Schritt weitergehen, bevor Roy nicht wieder bei ihnen war. Die Soldaten begafften ihre helle Haut und ihre verängstigten Augen. Der *Commandante* und Roy gingen zusammen ins Badezimmer, gefolgt von einigen Männern, die die ganzen kostbaren Medikamente, Bettwäsche und Handtücher und auch die Mäntel aus den Schränken herausnahmen. (Die Rhema-Gemeinde in Südafrika hatte uns einige Zeit vorher eine ganze Ladung Mäntel geschickt, und diese waren davon noch übrig.) Einer von ihnen trug auf dem Kopf eine brandneue Fünf-Liter-Flasche mit Wurmkur für Schafe nach draußen und Phil und Vicky mussten mit ansehen, wie Abigails Kleidung, ihr Autokindersitz und der Kinderwagen an ihnen vorbeigetragen wurden.

Roy kämpfte sich wieder nach draußen und eine Welle der Erleichterung durchströmte uns beide, als wir Phil und Vicky, Abigail und Kindra mehr oder weniger heil wieder sahen – vielleicht ein wenig leicht bekleidet, aber ansonsten unversehrt. Sie

---

6 Während des Krieges in Mosambik hatten wir unseren Besuchern gewöhnlich geraten, etwas Dunkles anzuziehen, wenn sie ins Bett gingen, und immer ihre Schuhe griffbereit zu haben, falls eine rasche Flucht nötig sein sollte. Als wir aber merkten, dass sie danach alle mit dunklen Ringen unter den Augen zum Frühstück erschienen, weil sie keinen Schlaf gefunden hatten, entschlossen wir uns, diesen Rat lieber wieder wegzulassen.

gesellten sich zu uns auf den Rasen. Dann flehte ich den *Commandante* an:

„Bitte, lassen Sie diese Leute gehen, sie werden im Busch nicht überleben!“

Sie hörten mir gar nicht zu. Ich machte mir die größten Sorgen um die kleine Abigail. Sie war ein zartes weißes Baby, das daran gewöhnt war, täglich umsorgt zu werden. Was sollte sie im Busch? Mitten im Krieg? Dort, wo Ruhr, Cholera und Malaria an der Tagesordnung waren. Wie sollte sie sich je erholen, wenn sie sich mit einer dieser Krankheiten ansteckte? Wie würde sie die Sonne überstehen? Ich dachte an ihre perlweiße Haut, die so zart war, wie ich es wohl noch bei keinem anderen Kind gesehen hatte. Wie würde sie zurechtkommen? Und was, wenn sie uns töten würden? Warum sollte die Kleine so sinnlos sterben?

Wir wurden von diesen klein gewachsenen, drahtigen dunkelhäutigen Männern mit ihren stechenden schwarzen Augen zusammengetrieben und dann mit vorgehaltenem Bajonett über den Rasen geführt. Roy war mindestens einen Kopf größer als der Größte von ihnen. Phil hatte Abby vorsichtshalber auf seine Schultern gesetzt. Falls er hätte rennen müssen, wäre er so schneller gewesen. Eine Gruppe Soldaten kam auf ihn zu und zog ihm die Armbanduhr vom Handgelenk. Anschließend gingen sie auch zu Roy hinüber, aber der *Commandante* hielt sie auf.

Dann wandten wir uns auf den Pfad, der nördlich der Rasenfläche in Richtung des Nharu-Nharu führte, und passierten die beiden Reihen Bougainvilleahecke auf dem Weg zum Ananasfeld. Ich blickte zurück. Hinter uns schritten die Soldaten in einer Reihe nebeneinander, die Gewehre erhoben und auf unsere Rücken gerichtet, wie bei einem Erschießungskommando. In der Ferne blieb die Tür zur Veranda immer weiter zurück. Seltsamerweise ging mir in diesen Minuten durch den Sinn, dass der Baron und die Baronin, die den Garten gestaltet hatten, schon wussten, wie man Dinge im großen Stil anlegt. Der Pfad endete und wir näherten uns den beiden alten Mangobäumen am unteren Ende des Gartens.

Die Baronin hatte auf dem Weg zu den Mangos unter den mächtigen *Msunganyemba*-Bäumen einige Reihen Ananas angelegt. Breit gefächerte Bündel aus stacheligen Blättern fingen

das silbrige Licht in ihren rauen Kanten. Vertrocknete Blätter raschelten unter unseren Füßen. Wir bemerkten, dass unsere Eskorte angehalten hatte und nun nebeneinander aufgereiht hinter uns stand. Das Mondlicht reflektierte auf den Läufen der Gewehre, die sie an die Schultern gehoben hatten. Sie zielten: *auf uns!* Schussbereit blinzelten sie durch die Visiere. Einer der Soldaten, ein Junge, der kaum älter als sechzehn sein konnte, hüpfte auf und ab. In seinen Augen funkelte die Mordlust.

„*Mata! Mata!*“<sup>7</sup> Vor Aufregung hatte seine Stimme einen widerlich quäkenden Klang.

„Du bist nichts als ein kleiner Schwächling!“, fuhr ich ihn an. „Wen willst du töten?“

Einer der anderen wedelte unwirsch mit seiner Linken, um uns damit zu zeigen, dass wir weitergehen sollten. Mit der Rechten drückte er gleichzeitig weiter die Waffe gegen die Schulter.

„*Anda! Anda!*“, befahl er und drehte dabei seine Hand im Kreis, was heißen sollte, dass wir ihnen den Rücken zukehren und weggehen sollten.

Ich dachte, *so also werden wir sterben? Keine Zeit mehr, uns darauf vorzubereiten? War es das?* Der Mond leuchtete gütig vom Himmel herab, als würde er lachen. Doch seine Strahlen schienen sich in kalte Angst zu verwandeln, die uns durchströmte und in uns brannte wie Trockeneis. Unsere Köpfe kribbelten. Sie würden uns also einfach in den Rücken schießen.

Roy warf einen raschen Blick nach links und rechts, seine Feuer sprühenden Augen zeugten von dem verzweifelten Kampf, der in ihm tobte. Ein Blick nach vorne: der Hang bot kaum Deckung, und wenn wir jetzt einfach losrennen würden, würden einige von uns mit Sicherheit umkommen. Zwar zielten viele Schützen zu hoch, wenn sie im Dunkeln schossen, aber... Was waren die Alternativen? Als der Befehl kam, weiterzugehen, schrie Roy: „Nicht gehen! Mischt euch unter sie!“ Dabei sprang er zurück und kam gerade zwischen zwei Soldaten zu stehen. Die fuhren herum und bedrohten sich nun gegenseitig mit ihren Waffen, mit Roy in der Mitte. Er dachte sich, *wenn ich schon sterben muss, dann werde ich noch einige von ihnen mitnehmen!*

Die beiden waren plötzlich unsicher. Einer machte dem an-

---

7 Töten! Töten!

deren Vorwürfe und schließlich entbrannte eine Diskussion, was mit uns geschehen sollte. Wild gestikulierend schrien sie einander an, als Nanna und ich uns umdrehten und direkt auf sie zugingen, was praktisch einer Aufforderung, auf uns zu schießen, gleichkam. Phil, Vicky und Kindra standen abwartend dabei, während sie ungläubig von Roy zu den Soldaten blickten. Leise sagte Phil zu Kindra und Vicky: „Bleibt dicht bei ihnen! Sie wollen uns umbringen!“

Kindra rief aus: „Nein, das können sie nicht!“ Sie verstand deren Portugiesisch nicht. Fassungslos vor Schock und Unglauben, drückte sie sich eng an Phil.

Die Zeit stand still. Nervös glitten die Finger der Soldaten über die Abzüge. Wir starrten die Soldaten an, die uns ihrerseits anstarrten. Eiskalte Schockwellen durchfluteten uns. Dann, plötzlich, veränderte sich etwas. Verwirrung machte sich unter den Männern breit. Sie achteten kaum noch auf uns, während sie weiter darüber stritten, was mit uns geschehen sollte. Argumente flogen hin und her. Die Situation befand sich in der Schwebel. Da löste ein lauter Ruf aus Richtung des Hauses die Spannung auf. Die Soldaten ließen die Läufe ihrer Gewehre sinken und umringten uns, um uns wieder in eine Linie zu bringen. Mit ihren Bajonetten hielten sie uns in Schach. Die schreckliche Eiseskälte schien zu schmelzen und machte verzweifelter Erleichterung Platz. Ein beinahe greifbarer Friede legte sich auf uns.

„*Avança! Avança!*“ schnauzte der Anführer. „*Pamberi-epaaah!*“<sup>48</sup> Abigails Augen waren vor Schreck geweitet und schienen im Mondlicht riesengroß und grün. Wir wandten uns vom Ananasfeld zum grasbewachsenen Rand des Orangenhains und betraten dann den Pfad, der später auf die Zufahrt stieß. Man hatte uns gefangen genommen – so, wie wir waren. Wir hatten nicht einmal Zeit gehabt, uns ordentlich anzuziehen. Nur das Knirschen der Füße auf dem grasbewachsenen Pfad durchbrach die eisige Stille. Wir bewegten uns nun zügig in Richtung Hauptstraße. Bald hatten wir den sandigen Zufahrtsweg erreicht, der an den Zypressen, die die Kuppe des Hügels zierte, hinunterführte, vorbei am Gemüsegarten, wo die Erdbeeren der Baronin im Mondlicht funkelten.

Der Fahrweg führte hinunter zum Fluss, dessen Gurgeln, das sonst immer in der Luft lag, durch die Trockenheit verstummt war. Kalte Luft schlug uns entgegen und legte sich um unsere unbedeckten Köpfe und unsere Beine. Wir gingen über die kleine Steinbrücke durch den nasskalten Schatten überhängender Äste und dann hinauf durch den sich bergan windenden Wald zur geteerten Hauptstraße.

Wir passierten das Camp der Simbabweischen Armee. Phil hoffte, dass die Soldaten, falls sie uns sehen würden, auch das goldene Köpfchen von Abigail, die immer noch auf seiner Schulter saß, bemerkten und nicht schießen würden. Nanna trottete mit nackten Füßen die lange, steinige Straße entlang. Wir stiegen den Hügel hinauf und auf der anderen Seite wieder hinunter, dann weiter, bis wir an der Stelle, wo der Weg unterhalb des hoch aufragenden Elefantengrases die Eisenbahnlinie kreuzte, auf die alte, geteerte Straße stießen. Während wir den Hügel hinabstiegen, wurde die Stille von einer heftigen Explosion zerrissen.

„Das war unser Truck!“, sagte Roy ... Dann eine weitere Explosion ... „Das war euer Wagen, Phil.“

Roy fühlte sich entblößt, hilflos und nackt vor Gott. Jetzt gab es nur noch Gott für uns. Wir hatten keine andere Wahl mehr, und keinerlei Rechte. An Flucht war nicht zu denken. Hilflos blickten wir zurück zur Farm und zum Camp der Simbabweischen Armee, von wo vielleicht Hilfe hätte kommen können. Die Sorge um die nächste Zukunft wirbelte in unseren Köpfen. Was würde geschehen, wenn die Simbabweische Armee versuchen würde, uns zu befreien? Was, wenn wir ins Kreuzfeuer gerieten? Minen? Nahrung? Krankheit? Vergewaltigung? Würden wir das durchstehen? Würden wir Gott in all dem Ehre machen? Reichte unser Glaube aus, um zu bestehen, oder würden wir anfangen zu zweifeln?

Seltsamerweise kam nun einer der Soldaten, die uns eben noch erschießen wollten, bis Roy zwischen sie gesprungen war, zu Roy und klopfte ihm auf die Schulter. „Habt keine Angst!“, sagte er beruhigend. „Wir werden auf euch aufpassen, wir sind eure Freunde!“

Dies war der Anfang eines sonderbaren Kosmos von Beziehungen zu unseren Entführern, der uns nun für unbestimmte Zeit beschäftigen würde.

Später erfuhren wir, dass Freunde der Coopers, John und Cicely Lenton, in dieser Nacht nicht schlafen konnten, an uns denken mussten und eine tiefe Unruhe verspürten. Sie waren neben ihrem Bett niedergekniet und hatten mehrere Stunden lang ihre Herzen vor Gott ausgeschüttet und für unsere Sicherheit gebetet. Ungefähr um die Zeit, als die Ereignisse sich am Ananasfeld so dramatisch zuspitzten, spürten sie plötzlich eine große Erleichterung und wussten, dass wir in Sicherheit waren. Danach sind sie friedlich eingeschlafen.